

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 24

Artikel: Antonio : 1. Preis des vierten Kurzgeschichten-Wettbewerbes SFD
Autor: Bois, Felix du
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671435>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

A N T O N I O

1. Preis des vierten Kurzgeschichten-

Wettbewerbes SFD

Der Weg war vielversprechend: Er schien am Meer zu enden und stand auf keiner Karte. Sollte er endlich zu dem lange gesuchten, noch unverdorbenen Fischerdorf führen? Es gab keinen Verkehr, keinen Menschen, den man hätte fragen können. Aber schliesslich kam eine Frau des Weges, hochgewachsen, nicht mehr ganz jung, Haar und Kleidung verwahrlost, fast zigeunerhaft. Sie mochte wohl einmal sehr schön gewesen sein — aber früh gealtert.

Sie starrte vor sich hin, ohne es zu beachten, aber als wir hielten und sie fragten, ob dieser Weg nach dem Meer führe und ob man da unterkommen könne, blieb sie stehen und bewegte ihren Zeigefinger hin und her, mit jener Geste, die im Süden nur Verneinung bedeutet, im Norden aber eine Drohung. Hierdurch wurde das leicht Unheimliche ihres unsteten Blickes und ihrer fast unverständlichen Worte vermehrt: «Heute noch nicht», sagte sie mit tiefer, klangvoller Stimme, «heute nicht — aber in drei Tagen, wenn der Mond voll ist, dann führt er ins Meer, dann führt er heim.» Damit wandte sie sich ab und liess uns verwundet zurück.

«Heute nicht, aber in drei Tagen?» Und hatte sie nicht gesagt «... ins Meer»? Aber sie hatte auch gesagt: «... führt er heim.» War das nicht eigentlich im Grunde, was wir suchten: Eine Stätte, die ein Heim wäre für die nie ganz gestillte Sehnsucht unserer Seele?

Wir fuhren weiter, und als der Weg eine kleine Steigung nahm, da überwältigte uns plötzlich — erwartet, ersehnt und doch wie eine unverhoffte Offenbarung — der Anblick des Meeres. Eine breite Bucht, offen dem Horizont, von weit herausragenden, tief lilablauen Vorgebirgen auf beiden Seiten eingerahmt, im Glanz der abendlichen Sonne.

Und da war er auch, der kleine Fischerhafen, mit seinem schmalen, aber reinen Strand, keine einzige Badebude darauf, nur Fischerboote und purpurbraune Netze. Und die Boote hatten keine Motoren, nur rote, braune und gelbe Segel. Und das kleine Hotel war auch da, und es erwies sich, dass es kein Radio hatte und keine Bar. Und wir konnten ein Zimmer bekommen mit Blick aufs Meer, ausgestattet mit einer einfachen Waschkübel und Krug, ohne den üblichen verlogenen Hahn, der heisses Wasser verspricht und nur kaltes liefert. Die Betten waren gut und das Essen war hervorragend, denn der Wirt kochte es selber und es stammte nicht aus einem Tiefkühlschrank oder aus Büchsen, sondern frisch aus dem Meer vor unseren Fenstern.

Mit einem Seufzer der Zufriedenheit legten wir uns schlafen. Keine Musik, keine heulenden Motorräder, keine knatternden Bootsmotoren, nur das Plaudern der alten Fischer auf der Quaimauer, ein gelegentliches Auflachen junger Leute im Mondschein und das ruhige, gleichmässige Atmen des Meeres.

Aber wir sollten doch nicht ganz so ungestört schlafen, wie wir gehofft hatten: Tief in der Nacht schreckten wir auf von einem lauten, weithin hallenden Ruf: «Antooooonio!» und wieder, und nochmals: «Antooooonio!» Es klang fast unheimlich in der Stille der Nacht. Aber wir kannten das ja. So rufen die Frauen hierzulande nach ihren Kindern. Indessen, so spät? Es war Mitternacht, der Mond, beinahe voll, stand hoch am Himmel. So spät noch Kinder unterwegs? Nun — was ging's uns an? Wir waren bald wieder eingeschlafen.

Der nächste Tag verging in süssem Nichtstun. Die Zeit, die strenge Gouvernante des Alltags, die uns ewig mit erhobenem Zeigefinger den Stundenplan vor Augen hält, war hier zur gütigen Mutter geworden, die uns verwöhnt und in allem gewähren lässt. Wir badeten, sonnten uns, assen und tranken gut und viel, plauderten mit den Fischern und träumten.

Abends war etwas Wind und Seegang aufkommen, die Fischer sassen heute nicht auf der



Pariser Impressionen I Foto G. Scheuer

Mauer und die Wellen brachen sich lauter und herrischer am Strand. Wir hatten die kleine Störung der Nacht vorher fast vergessen.

Aber um Mitternacht fuhren wir wieder aus dem Schlaf, durch den gleichen Ruf geweckt: «Antooooonio — Antooooonio!» Diesmal konnten wir uns doch nicht dabei beruhigen. Wir traten ans Fenster: Der Mond stand niedriger als gestern und zog eine breite, glitzernde Bahn über das unruhige Meer. Der Wind hatte zugenommen, einzelne Wellen warfen schon ihre Schaumköpfe über die Hafenmauer. Und auf dem äussersten Ende dieser Mauer stand, nur als Silhouette gegen das mondgänzende Meer sichtbar, eine unheimliche Gestalt: Eine grosse hagere Frau, deren Haar im Winde wehte, mit den Armen wild und unverständlich gestikulierend. Und eben tönte nochmals geisterhaft, langhingezogen, sehnüchtig ihr Ruf: «Antooooonio!»

Kein Zweifel, es war die Frau, der wir auf dem Weg begegnet waren und die uns nun zum zweitenmal in Verwunderung versetzte. Die rief kein Kind: Aber wen rief sie da draussen, im Sturm, mitten in der Nacht? Diesmal dauerte es lange, bis wir wieder einschlafen konnten, und gleich am nächsten Morgen mussten wir uns Klarheit verschaffen. Wir hatten uns mit einem der Fischer ein wenig angefreundet, und er erzähle uns nun die Geschichte, die wir schon halb und halb geahnt hatten: Die Frau — Maria — war die Schönste in weitem Umkreis gewesen. Sie war mit Antonio verheiratet, dem lustigsten, stärksten und geschicktesten Fischer der ganzen Küste. Sie waren das glücklichste Paar von der Welt.

Dann kam eine Nacht, wie die jetzige, auch um die Vollmondzeit und noch viel stürmischer. Die Fischer waren trotzdem herausgefahren, aber gegen Mitternacht hatten sie ihre Netze im Stich lassen und umkehren müssen. Nur Antonio und seine beiden Brüder, die zusammen ein Boot besassen, waren nicht dabei gewesen. Weder das Boot noch die Leichen wurden je gefunden.

Maria konnte es nicht fassen. Sie liess sich nicht ausreden, das Boot sei nur auf See hinausgetrieben worden und werde zurückkommen, und als man es immer wieder versuchte, hörte sie auf, überhaupt mit jemandem zu reden und verlor wohl dann bald vollends den Verstand. Aber sie sei ganz harmlos, erzählte er. Nur immer um die Zeit des Vollmonds, gegen Mitternacht, gehe sie herauf auf die Mole und rufe nach Antonio. Man habe

sich so daran gewöhnt, dass niemand mehr darauf achte.

Es war zu windig zum Baden und Sonnen, und wir machten einen langen Spaziergang. Der Weg — fast nur ein Saumpfad — war in seiner Unberührtheit viel schöner als manche berühmte Corniche. Das zarte, silbrige Gewirr der Oelbäume gegen den blauen Himmel, die strengen, fast schwarzen Zypressen am Wegrand, die kühn geschwungenen Pinien in der Ferne, lichtgelbe Ginsterbüsche, blaue Riesenglockenblumen, und immer wieder, an jeder Kehre neu, das Meer, das weiter und grösser wurde, je höher wir kamen. Tief unten brandete es mit weisser Gischt an den Felsen des Steilhanges, von hier hoch oben fast wie ein heiteres Spiel — aber wehe dem Fahrzeug, das da hineingeriet.

Müde von den steilen Wegen und dem starken Wind, trunken von Sonne und Schönheit, kamen wir abends zurück und waren bald eingeschlafen.

Und als uns zum drittenmal der klagende Ruf weckte, wussten wir ja nun, was er zu bedeuten hatte, aber er war darum nicht weniger unheimlich. Er schien diesmal von weiterher zu kommen, vom Winde zerrissen, fast wie der Schrei einer Möwe, die über dem stürmischen Meer kreist.

Früh am nächsten Morgen weckte uns lautes Rufen und eilige Schritte auf der Strasse vor unseren Fenstern. Wir warfen uns schnell etwas über und schlossen uns den Menschen an, die alle nach den Felsen nördlich vom Dorf zu laufen schienen. Da zwischen den Felsen, auf die wir gestern herabgeschaut hatten, mitten in der Brandung, lagen die Trümmer eines Fischerbootes, das mit jeder Welle mehr und mehr zerschlagen wurde.

Die Frau hatte man im Sand zwischen den Steinen am Strand gebettet. Ihr Gesicht leuchtete sehr weiss hervor aus dem Kranz schwarzer, nasser Haare. Sie sah sehr still und friedlich aus, mitten im Getöse der Brandung und der aufgeregten Menschen.

Wir fragten unseren Fischer, wie es passiert sei. «Man kann es nicht begreifen», sagte er, «sie ist herausgerudert. Mit Carlos Boot. Es war ganz neu, das beste im Hafen. Aber wie sie gegen den See-gang um die Mole herumgekommen ist, ist nicht zu begreifen. Vier Männer hätten es kaum geschafft. Draussen hat sie dann die Strömung gepackt und gegen die Felsen geworfen. Man kann es nicht begreifen, sie war sonst immer ganz harmlos. Und nun hat sie Carlos Boot genommen. Es war ganz neu. Wer wird es ihm ersetzen?»